

«Afrikaner wurden entmündigt»

BUCH Der Luzerner Theologe Al Imfeld (78) erzählt vom Missionarwesen und von speziellen Menschen. Der Afrikaner verschweigt nicht, dass auch vieles falsch gelaufen ist.

INTERVIEW ARNO RENGGLI
arno.renggli@luzernerzeitung.ch

Al Imfeld, Sie sind auf der Luzerner Landschaft aufgewachsen. Wie wurden Sie zum Missionar?

Al Imfeld: Ich war als Kind sehr fromm, was natürlich auch mit der Erziehung zu tun hatte. Und ich begeisterte mich für fremde Länder wie auch für Missionare wie Albert Schweitzer, von denen ich vernahm. Hinzu kam, dass ich ein guter Schüler war und als solcher die Aufmerksamkeit sogenannter «Gottesjäger» weckte.

Waren das eine Art religiöse Headhunter oder Talentscouts?

Imfeld: Genau. Es waren Vertreter der verschiedenen Missionsgesellschaften, die geeigneten Nachwuchs suchten. Und dies oft in harter Konkurrenz zueinander. Ich selber wurde gleich von mehreren Gesellschaften kontaktiert. Die «Gottesjäger» erhielten auch Hinweise von den Lehrern oder den Pfarrern, wer sich eignen könnte. In den betroffenen Familien hat man das oft durchaus gern gesehen. Es wurde als Ehre erachtet, zudem bot es die Möglichkeit zu einem Studium. Und das Geld dafür durfte man kollektieren.

Kollektieren?

Imfeld: Man durfte mit kirchlicher Erlaubnis von Tür zu Tür gehen und Geld erbitten.

Dies geschah ja oft in jungen Jahren. Bestand nicht die Gefahr, dass ungeeignete Leute zu Missionaren wurden?

Imfeld: Sicher, zumal junge Menschen etwa in der Pubertät eine ganz andere Weltsicht entwickeln konnten. Und hatte man mal kollektiert, bestand ein sozialer Druck, dass man dann auch einen kirchlichen Beruf ausübt. Anderenfalls wurde man als Verräter betrachtet. Für mich indes hatte es stets gestimmt, obwohl ich durchaus ein religiöser Zweifler war. Aber ich hatte Freude am Studieren und an fernem Welten. Und ich hatte, vielleicht untypisch für viele Missionare, nie Probleme mit dem Zölibat. Bis heute nicht.

War denn Sexualität nie ein Thema?

Imfeld: Sexualität spielt im Leben fast jedes Menschen eine Rolle. Es geschah dann halt im Verborgenen, oft auch mittels Onanie. In meinem Fall kann ich sagen: Die Frauen flogen auf mich. Ich



Oben: Hanni und Al Imfeld, 1961 in Buttisholz.
Links: Missionsschwester, 1953 in Rhodesien.
Rechts: Beichtstunde im Freien, 1964 in Rhodesien.
Bilder Missionsgesellschaft Bethlehem, Immensee

hatte viele intensive Freundschaften mit Frauen, die aber nicht sexuell waren. Dafür ging ich auch schon mal ins Bordell. Und ich liess mich sterilisieren.

Früh entwickelten Sie eine kritische Haltung zum Missionswesen. Und die Begegnung mit Ihrem Idol Albert Schweitzer wurde zur Enttäuschung.

Imfeld: Leider erwies er sich als autoritärer Mensch, der Schwarze wie unmündige Kinder behandelte. Aber auch er war eben vom damaligen Zeitgeist geprägt. Mir wurde schon bald klar, dass da etwas komplett falsch lief. Man sah die Afrikaner als unterentwickelte Menschen ohne eigene Geschichte, ohne eigene Kultur. Und man dachte, die Leere einfach mit unseren Inhalten und Werten füllen zu können.

In den Schulen etwa wurden das britische oder französische System angewendet. Die Schüler lernten nichts über die eigene Kultur. Kam hinzu, dass die Missionen oft im Dienst der Kolonialmächte standen.

«Die Schüler lernten nichts über die eigene Kultur.»

AL IMFELD

Sie waren lange in Afrika. Gibt es so etwas wie eine afrikanische Seele?

Imfeld: Nebst aller Vielfalt gibt es schon gemeinsame Nenner. Etwa, dass Afrikaner keinen Begriff für Zukunft haben. Sie

leben in der Gegenwart, mit stetem Blick auf die Vergangenheit. Sie sind umgeben von Ahnen, die aus dem Verborgenen eingreifen und stets zufrieden gehalten werden müssen. Genauso wie gute und böse Geister. Ein zentraler Wert für sie ist Fruchtbarkeit, weniger Gesundheit. So werden sie kaum etwas essen, nur weil es «gesund» ist. Afrikaner lassen sich zudem ungern festlegen. Sie sehen vielen Seiten, um stets ausweichen zu können. Das führt zu kulturellen Problemen, weil sie nicht das sind, was wir als verlässlich erachten.

Soll man denn in Afrika überhaupt etwas zu ändern versuchen?

Imfeld: Heute gibt es ja die Mission im früheren Sinne nicht mehr. Die Weltbilder sind anders, zudem fehlt es an Nachwuchs. Die Entwicklungszusammenarbeit steht im Vordergrund. Aber auch diese ist oft gescheitert, weil man sich nicht geistig auf Afrika einliess. Natürlich soll man den Kontinent nicht sich selber überlassen. Auch er gehört ja zur globalisierten Welt. Aber das, wofür Europa Jahrhunderte brauchte, wie etwa die Bildung von Nationalstaaten oder die Demokratie, geht nicht auf die Schnelle. Und nur im Prozess wechselseitigen Lernens.

Wurde die Religiosität der Afrikaner nachhaltig verändert?

Imfeld: Viele Afrikaner wechseln heute ganz pragmatisch zwischen ihrer Tradition und einer neuen Religion wie dem Christentum hin und her. Man geht am Sonntag in die Kirche, nicht zuletzt weil man sich davon materielle Hilfe erhofft. Aber unter der Woche spielt das Christentum kaum eine Rolle. Diese polytheistische Haltung hat damit zu tun, dass man auch hier alle Seiten zufriedenstellen will. Verinnerlicht ist das Christentum daher kaum, es gibt wenig tiefgläubige Christen.

Im Buch nennen Sie die Mission ein «himmeltrauriges Vermächtnis». Ist das nicht allzu hart ausgedrückt?

Imfeld: Ich hinterfrage die Missionsarbeit und ihre Ideologie als Ganzes. Das heisst nicht, dass es nicht auch Männer und Frauen gab, die Hervorragendes geleistet haben. Vor allem, wenn sie die Ideologie überwinden, sich von den oft schwierigen klimatischen und zwischenmenschlichen Umständen nicht frustrieren liessen und den Menschen konkret helfen wollten.

HINWEIS

Al Imfeld studierte u. a. Theologie und Agrarwissenschaft. Er arbeitete viele Jahre in Ländern Afrikas. Heute ist er Entwicklungsexperte, Autor und Journalist.

Neues Buch: Auf den Strassen zum Himmel. Missionsgeschichten aus der Schweiz und aus Afrika. Rotpunkt Verlag, 203 Seiten, Fr. 39.90.



Im Fluss



Erika Trüssel über Umkehr und Neubeginn

Sind Krippe, Weihnachtskugeln, Sterne oder andere weihnächtliche Zeichen schon sorgfältig verstaubt? Wie schnell vergeht doch jeweils die schöne Weihnachtszeit, die alle Sinne und das Gemüt auf so besondere, einzigartige Weise anspricht!

Kaum ist das alte Jahr zu Ende gegangen, verschwinden die weihnächtlichen Zeichen auf öffentlichen Plätzen, und in den Geschäften

MEIN THEMA

hängen an ihnen höchstens noch Ausverkaufsschilder.

Die Zeit ist vorbei, in der mit der Geschichte vom Kind in der Krippe grosse Geschäfte gemacht werden konnten. Die vertrauten und manchmal auch süssen Weihnachtslieder und -melodien sind verstummt, nun erfüllen wieder laute, oft schrille oder sogar kakofonische Klänge die Räume. Die Fasnachtszeit hat begonnen, das Jahr nimmt seinen Lauf.

Was machen wir mit dem Kind? Hat es unser Herz nur an bestimmten Tagen im Dezember in besonderer Atmosphäre berührt? Hat uns der Alltag wieder, oder erfüllt uns Gottes Menschwerdung so, dass sie unser Leben trägt und prägt?

Letzten Sonntag haben wir bedacht, dass Jesus sich von Johannes dem Täufer im Jordan taufen liess, als Zeichen der Umkehr, des Neubeginns. Mit der Bestätigung «Du bist mein geliebter Sohn!» beginnt Jesus in Wort und Tat den Gott der Liebe zu verkünden.

Was machen wir aus der Menschwerdung Gottes, aus seiner Liebeserklärung, die jedem und jeder persönlich gilt? Steigen wir – symbolisch – auch in den Jordan, oder lassen wir uns einfach vom Fluss des Lebens mitreissen?

Erika Trüssel, Theologin, Wolhusen.

NACHRICHTEN

Papst empfängt Fürst Albert

VATIKANSTADT sda. Papst Benedikt XVI. hat Fürst Albert II. von Monaco und seine Ehefrau Charlene zur Privataudienz empfangen. Themen waren die «internationale Lage» sowie der Umweltschutz. Die Audienz war die erste mit Fürst Alberts Ehefrau, der 20 Jahre jüngeren, ehemaligen Weltklassenschwimmerin aus Südafrika. Für die Hochzeit war Charlene zum Katholizismus übergetreten.

2,5 Millionen auf Papst-Twitter

VATIKANSTADT sda. Papst Benedikt XVI. hat einen Monat nach seiner ersten Nachricht bei Twitter 2,5 Millionen Nutzer gewinnen können. Mehr als 1,4 Millionen abonnierten seine englischen Botschaften, 50 000 die in deutscher Sprache. Gut 20 Nachrichten wurden in acht Sprachen in den Kurznachrichtendienst versendet. Zu Weihnachten berichtete der Papst seiner Internet-Gemeinde etwa, wie beschaulich es an Weihnachten in seinem Elternhaus war.

«Wallfahrt» mit verbalem Schlagabtausch

CHUR Unterzeichner der Pfarrei-Initiative deponierten ihre Forderungen in Chur. Der Bischof allerdings blieb dem provokativen Auftritt fern.

500 Katholiken versetzten am letzten Sonntag mit ihrem Gesang die älteste Kathedrale der Schweiz regelrecht in Vibration. Nichts liess zunächst erahnen, wie verhärtet die Fronten hier tatsächlich sind. Aus dem gesamten Bistum Chur und darüber hinaus pilgerten Seelsorger, die die Pfarrei-Initiative unterzeichnet hatten, und ihre Sympathisanten nach Chur. Die von 500 Seelsorgern unterzeichnete Initiative fordert etwa die Priesterweihe von Frauen, Predigten von ausgebildeten Laien, das Austeilen der heiligen Kommunion an Mitglieder anderer christlicher Kirchen oder die Gleichberechtigung von Nicht-heterosexuellen.

40 Briefe vor Ort abgegeben

Bischof Vitus Huonder hatte seine ungehorsamen Mitarbeiter aufgefordert, Stellung zu beziehen, weshalb sie die Pfarrei-Initiative unterzeichnet hatten. Nun übergaben diese rund 40 Briefe dem Generalvikar Martin Grichting, der anstelle des Bischofs vor Ort war. Rund

60 Seelsorger aus dem Bistum Chur haben die Initiative unterzeichnet.

Georg Schmucki, pensionierter Pfarrer aus St. Gallen und Sprecher der Initiative: «Nicht alle konnten anwesend sein. Ein Teil der Stellungnahmen wurde per Post versandt.» Ziel sei es gewesen, mit dem Wallfahrtsgottesdienst



«So viele besorgte Katholiken stellen die Prioritäten des Bischofs in Frage.»

MONIKA SCHMID, SPRECHERIN

vor der Übergabe der Briefe die Wichtigkeit der Anliegen der Initianten zu verdeutlichen. «Eine Demonstration verdeutlicht das weniger als ein Gebet. Wenn meine Mutter früher wegen uns Kindern Sorgen hatte, dann ging sie nach Einsiedeln auf Wallfahrt.» Markus Heil, ebenfalls Sprecher der Initiative,

sagte in seiner Predigt: «Mit unserer Haltung mögen wir provozieren, wir lassen uns aber nicht reizen. Wir werden nicht zurückschlagen und auf freche Bemerkungen mit anderen frechen Bemerkungen antworten.»

Buhrufe für den Generalvikar

Am Ende des Gottesdienstes zündeten die Gläubigen Kerzen an und begeben sich singend aus der Kathedrale hinaus auf den Hof vor der Bischofsresidenz, wo die Harmonie ein jähes Ende findet. In ihrer Rede rügt Monika Schmid, Pfarreileiterin in Effretikon und Sprecherin der Initiative, zunächst Bischof Vitus Huonder: «Sie haben Ihre Gründe, heute abwesend zu sein. Wir wollen uns nicht überschätzen, aber wir glauben, dass die Tatsache, dass so viele Seelsorger und noch viel mehr besorgte Katholiken hier anwesend sind, Ihre Prioritäten in Frage stellt.»

Anschliessend verfechtet Schmid ihr Anliegen mit deutlichen Worten an Generalvikar Martin Grichting, den sie vorgängig als «Briefträger» bezeichnet hatte: «Wir wollen uns wehren gegen die Spirale von Resignation und Schweigen, die hier an diesem Bischofssitz ein Epizentrum hat. Sie begründen, dass das Konzil die Laien in die Welt hinausgesandt habe. Da möchte ich Sie bitten, aus der bischöflichen Sakristei in die Welt hinauszugehen und dort die Menschen zu fragen, ob sie nach dem Ver-

zicht auf Priester auch noch auf uns verzichten möchten. Die Antworten würden Sie überraschen.»

Nicht weniger unsanft fällt der Konter von Generalvikar Martin Grichting aus. Er beruft sich neben der Pfarrei-Initiative auf den Einsiedler Abt Martin Werlen, der sich mit seiner Unterstützung des Referendums gegen die Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten politisch engagiert hat: «Es gibt Laien, die sich wie Priester benehmen, und Priester, die sich wie Laien benehmen.» Das erinnere ihn an den Apostel Paulus. Dieser vergleiche die Kirche mit dem Leib: «Die Füsse sind zum Laufen da und die Nase zum Riechen. Bei uns ist es aber bisweilen so, dass die Füsse riechen und die Nase läuft.» Den Satz kaum beendet, hallen empörte Buhrufe durch den Hof.

Wenig später gibt es im Publikum Lacher, als Grichting USB-Sticks an die Unterzeichner der Initiative verteilt, die verschiedene Lehren des katholischen Glaubens enthalten. «Wir wollten klar machen, dass die Initianten nicht ein Problem mit dem Bischof, sondern mit der weltkirchlichen Lehre haben. Die Wahrheit tut immer weh», sagt er später. Georg Schmucki, Sprecher der Initiative, ist über das Verhalten des Generalvikars enttäuscht: «Er muss unsere Ansichten nicht teilen. Dass er aber keinen Dialog sucht, sondern gar beleidigend wird, macht mich traurig.»

ALEKSANDRA MLADENOVIC